

Hallescher Courier.

Tägliche Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung.

142.

Halle a. S., Freitag, den 19. Juni

1896.

Trene.

(Nachdruck verboten.)

21)

Roman von M. Schöpp.

Helene deckte den Kaffeetisch ab und trocknete dazwischen ab und zu ihre Thränen. Glücklich war sie! So glücklich! Er hatte ihre Hand gedrückt; er hatte sie „mein süßes Mädchen“ genannt und „auf baldiges Wiedersehen“ gesagt. Ihr Herz jubelte, eine neue Welt erstand vor ihr — aber — warum hatten sie ihr nicht diese einzige Freude gemacht! Wie gern hätte sie Trautens Einladung angenommen! Hätte sie ihn doch dann täglich sehen, sprechen können, — ach, es giebt kein vollkommenes Glück!

Frau Schütter saß lange schweigend in ihre Decken eingehüllt.

„Weißt Du, Kind,“ sagte sie zu Traute, „die gute Woltau hat sich recht verändert.“

„Ich finde auch, Grngmütter.“

„In meiner Erinnerung lebte sie so ganz anders. Wie meinten Sie, Peter?“

„Ich stimme Ihnen nur bei, verehrte Tante.“

„Es herrichte auch so ein eigenthümlich kalter Ton — das Mädchen thut mir leid.“

Traute nickte mit dem Kopf. „Ich hätte sie wirklich gern für einige Zeit bei mir gehabt.“ „Ich hätte sie wirklich gern. Wollen jah auf die in der Abendsonne funkelnden Dächer von Behringenhof.“

„Wirklich, ein allerliebstes Kind,“ dachte er, „ich bin neugierig, ob ich ihr noch einmal begegnen werde.“

Und voller Entzücken betrachtete er Trautens dunkles Haar, auf dem die Purpurlichte des Abendhimmels wunderbare Reflexe malten. Dabei dachte er an die Zukunft — immer greifbarer dünkte sie ihm, so herrlich, so glücklich — aber die arme, blonde Helene hatte nichts damit zu thun.

Und neben dem Wagen ritt schweigend der lange Kürassier. Er dachte an die Woltaus, an den Bringen; er sah Alfens glühende Blicke, und der Baronin bleiches trauriges Gesicht. Er lachte grimmig in sich hinein bei der Erinnerung an den famosen Skat, bei dem der Alte ihm in die Karten guckte und Alfens ihm mit unverschämter Höflichkeit begegnete. Was denkt sich denn der Kerl eigentlich? Als wenn er überhaupt von seinem Dasein Notiz genommen, wenn es nicht in Trautens Interesse wäre. Als wenn er ihn nicht wie einen Schurken behandelt, wenn er nicht ihr Vetter wäre! Aber, zum Henker, wie kommt sie, gerade sie zu einem solchen Vetter? Ob sie denn wirklich garnichts von all den infamen Angelegenheiten weiß?

„Ich werde morgen mit Fritz einmal darüber sprechen.“

Er rückte seine Mütze tiefer in die Stirn und klopfte dem Pferde den Hals.

Seine blauen Augen ruhten einen Augenblick voll heißer Sehnsucht auf der geliebten Frau.

Im Abendfrieden lagen die weiten Felder; rosa Lichte hüpfen über die goldigen Wehren und würzige Düfte erfüllten die Luft.

12. Kapitel.

Woher die Rabenecks es nahmen, wußte man nicht. Von der kleinen Pension und des Geheimraths hinterlassenen Papieren konnten sie doch unmöglich ihren jour halten, Gesellschaften geben und besuchen, in allen Buzaren vertreten sein und auf den Kasinobällen erscheinen.

Aber man hatte längst aufgehört, sich die Köpfe darüber zu zerbrechen. Sie hielt Schritt mit den andern und — das mußte

ihr der Reiz lassen — die Geheimrätthin hatte trotz ihrer kargen Pension ausgezeichnete Verbindungen.

Sie klagte nie — aber sie und ihre Tochter hungerten. Hungerten sammt der Gesellschafterin, dem uralten, abgeseuchten Papagei und dem mageren Pinscher. Die Köchin war längst aus eigenem Antriebe gegangen und das Bedürfnis nach einer neuen war wirklich nicht von Bedeutung. Es gab so viele Töpfe und Tiegel, aber herzlich wenig hinein zu thun. Und die erstaunlich vielfachen Variationen von Kartoffel- und Reisgerichten verstand Fräulein Melanie besser zu arrangiren als jede Köchin.

Sie hungerten. Nun, Frau von Rabenecks schämte sich dessen nicht. Sie kannte viele ihres Standes, denen es nicht besser ging; in ihrem väterlichen Hause war es so gewesen und sie zog ein standesgemäßes Hungern Bittschriften und Klagen vor.

Und gab doch dabei Soupers und Soireen!

Melanie, die ältere ihrer beiden Töchter, hatte eine merkwürdige Vorliebe für die Schneiderei. Und da das gute Kind so viel freie Zeit hatte, ersuchte man hier und da um ihre Hilfe, die sie unter Diskretion zusagte. Natürlich darf Mama nichts davon erfahren! Und die Mama und die Gesellschafterin und Leonie vertrieben sich die Zeit damit, für ein auswärtiges Geschäft die herrlichsten Kunststückerlen anzufertigen. Ueberraschte man sie dabei, hatte stets eine Tante oder Cousine oder sonstige Glückliche ihren Hochzeitstag oder Verlobung oder Geburtstag und eine kleine Handarbeit ist ja auch etwas so reizendes! Wie schnell die Stunden dabei vergehen!

Ach, sie vergingen viel zu schnell! Oft, nur zu oft saßen die armen Weichlerinnen bis spät in die Nacht hinein um den mit Wolle und Seide und Perlen bedeckten Tisch, um eine bestellte Arbeit zu rechter Zeit fertig zu haben. Wie ihre Augen schmerzten und brannten! Wie der arme, alte Rücken der Geheimrätthin umsonst zum Aufhören mahnte! Wie die Gesellschafterin, ein altes, abliges, alleinstehendes Fräulein, das ohne Honorar und für gute Behandlung bei den Rabenecks Alles that, was man von ihr verlangte, beschwörende Blicke auf ihre unermüdete Herrin warf. Sie litt an Kopfschmerzen, zählte jede Minute und war doch so erlaunt, daß es schon zwölf, schon ein Uhr sei. Nur Leonie sah heldenmüthig vor ihrem Rahmen, zog Faden um Faden durch die seidene Decke oder den Battistischläufer oder das Nüsch-Nüschkissen und dachte resignirt, daß das ja doch Alles nichts hilft. Die neuen Kleider, die man dafür kaufen muß, um den Ball zu Ehren der Fürstin mitzumachen, hätte man sparen können, wenn Mama die Einladung unter irgend einem Vorwand abgelehnt. Leonies mangelndes Standesbewußtsein hatte die Rätthin schon oft zur Verzweiflung gebracht. Sie wollte nicht einsehen, daß Mama nur ihrer Kinder willen sich all dieser schrecklichen Opfer auferlegte! Widerwillig ließ sie sich von einer Gesellschaft in die andere schleppen, ohne auch nur den Versuch zu machen, mit den jungen, hübschen „Freundinnen“ zu konkurriren. Wie viele Winter hatte sie sich auf dem Heirathsmarkt zeigen müssen; lächelnd, glücklich, naiv — sie hatte nun einmal kein Glück.

Anders Melanie.

Trotz ihrer vierunddreißig Jahre dachte sie garnicht daran, die Hinte ins Korn zu werfen. Sie war zweimal wirklich verlobt gewesen, und das dritte Mal, wo sie ganz bestimmt geglaubt, daß sie ihr Ziel erreicht, war die unausitehliche Baroneß Elise Bellinghausen gekommen und hatte ihr den reichen Lüttgen vor der Nase weggeschnappt. Damals war sie außer sich gewesen. Indessen, die Zeit heilt auch die Herzenswunden, und Melanie stand nun in dem bevorzugten Alter, da man praktisch wählt. Sie wußte, daß ihrer Mutter Hoffnungen auf ihr ruhten; sie mußte aber auch, in welcher schrecklicher Weise die Jahre seit

ihres Vaters Tod vorübergegangen. Ihr Hauswirth, ein alter Herr, der vor einiger Zeit seine Gattin verloren, bewunderte sie ob ihres unerschütterlichen Muthes — Hauswirths kennen ihrer langjährigen Miether Geheimnisse — er schätzte und achtete das arme Mädchen, wie es bisher noch Niemand geschätzt und geachtet hatte. Er erwieb ihr manche Aufmerksamkeit, stellte ihr seinen Wagen zur Verfügung und sagte ihr aufrichtig, in welcher angenehmen Verhältnisse er sich befand.

Melanie war entschlossen, ihn zu erhören, wenn er um ihre Hand bat.

„Die Lüttgen hat sich wirklich angemeldet,“ sagte die Geheimrätin bei Tisch, „ich erwarte sie zu einer Tasse Kaffee. Wir haben doch noch Cafes hier, liebe Werner? Was machen Sie denn für ein unglückliches Gesicht, Thierchen? Haben Sie Zahnschmerzen? Ach, Sie haben die letzten aufgegeffen? Nun, dann wird Leonie beim Konditor vorbeigehen und bestellen.“

„Wieder auf Rechnung, Mama?“

„Gewiß, Kind.“

Und sie zwang sich von echtem Meißner mit silbernen Köpfen Kaffee mit Rosinen zu verzehren, als sei es eins ihrer Lieblingsgerichte.

„Ich begreife nicht, Mama, warum Du solch ein Verlangen hastest, sie zu sehen,“ warf Melanie achselzuckend hin, „mir sind die Bellinghausens nie sympathisch gewesen.“

„Das glaube ich,“ bemerkte Leonie boshaft.

„Du bist sehr hartföhrig, theuerste Schwester, und ich bin Dir dankbar dafür.“

„Beißt Euch doch!“ rief die Rätin laut lachend, wodurch ihr dickes, rundes Gesicht dunkelroth wurde, „soweit sind wir nun wieder glücklich gekommen. Ich möchte wissen, was Euch sympathisch ist. Die jungen Frauen mögt Ihr nicht und die jungen Mädchen könnt Ihr leiden.“

Nach dem Mittagsschläfchen hatte die alte Rätin ihren türkischen Schlafrock abgestreift und sich in ihr schwarzes Creppkleid gezwängt, die Schnebbe auf der Stirn befestigt und die Uhr an der langen, dünnen, goldenen Schnur in ihren Gürtel gesteckt. Sie sah sehr imposant aus; das schneeweiße Haar stach von dem Schwarz ihrer Kleidung wundervoll ab und nur ihr rothes Gesicht störte den Eindruck, den sie als trauernde, schmerzgebeugte Matrone bei Fremden hervorrief. Sie saß auf der uralten, arg verschabenen Ottomane in ihrem Schlafzimmer und hatte die Bilder der Elise Lüttgen und ihres Sohnes auf dem Schooß. Auf ihrem sonst so strengen Antlitz lag ein weicher Zug und ihre Augen sahen nicht kalt und boshaft aus. Es gab Stunden, da auch diese alte Frau ihre „sentiments“ hatte. Zeugen hatte sie allerdings nicht dabei.

Sie dachte vergangener Zeiten, an ihre Mädchenjahre.

„Wie lange er mir treu geblieben ist, der gute Eberhard. Und wem? ein guter Freund er war. Bis zum Tode ein Freund. Nein, er konnte die Melanie nicht heirathen. Ich nehm's ihm nicht übel. Wenn man die Mutter geliebt hat, soll man sich nicht der Tochter einlassen. Wir beiden Alten hätten gepaßt. Wir verstanden uns. Aber die Melanie — nein, nein! Ich selbst hätte ihm abrathen müssen. Was sie für ein niedliches Fräulein hat, sein kleines Weibchen. Und Gottlob! Er hat einen Erben. Seinen Jungen mußt' ich sehen. Wie ich ihn lieb habe, diesen Jungen! Dem guten Eberhard sein Junge! Ach, du alte Rabeneck, was bist du für ein lächerliches Frauenzimmer! Nun fängst du wirklich an zu heulen! Welch ein Gaudium wäre das für meine Freunde!“

Zwei große, brennende Tropfen liefen über ihre Wangen und fielen auf die nun gefalteten Hände. Sie trocknete sie nicht; sie sah darauf herab wie auf ein Wunder. Vielleicht sah sie darin die wenigen Jahre ihres Glanzes und Glückes sich abspiegeln und die lange, lange Zeit der Kämpfe und der Enttäuschungen.

Die Lüttgen wurde gemeldet.

Elise wußte sich den herzlichsten Empfang so wenig zu erkären wie Leonie und Fräulein von Werner, die Gesellschafterin. Die böse Rätin drückte sie wie eine Mutter an ihr Herz, küßte den Hans und dankte für die Freude, die die junge Frau ihr mit ihrem Besuch bereitet. Sie mußte sich neben sie auf das steife, unbequeme Sopha setzen — alle Möbel bei den Rabenecks waren steif und unbequem — sie nahm Hans auf den Schooß und quckte ihm lange in die Blauaugen, bis er sich loszappelte. Er hatte für Liebesjungen nicht viel übrig und die schwarze Kleidung und die großen, forschenden Augen flößten ihm Furcht ein.

Elise mußte von Rondsorf erzählen, von ihrer kurzen Ehe, von den Tugenden ihres Mannes — wie gut er war! — Die

Geheimrätin nahm an Allem den herzlichsten Antheil. Mehr als einmal sah Leonie überrascht hinüber. War denn das ihre Mutter? Und die arme Werner gewann sie in dieser Stunde ordentlich lieb. Die alte Frau war wohl doch nicht so schlimm als man erzählt.

Und dann deckte die Werner den Kaffeetisch; er sah anders aus als der, den Helene Woltau zur selben Zeit in Zehringendorf arrangirte. Elise war im Stillen entzückt von dem wundervollen Porzellan, der alterthümlichen, geschweiften Form, der herrlichen Malerei. Es war ein uraltes Service, von dem damaligen Fürsten dem Vater des Kammerherrn von Rabeneck, der ein leidenschaftlicher Liebhaber von dergleichen war, huldvollst zugeeignet. Die Rätin hätte eher ihr Leben gelassen, als daß sie sich davon getrennt. Ihr altes Herz hing an solchen Zeichen vergangener Herrlichkeit. Bei ihrem Anblick vergaß sie die traurige Gegenwart, glaubte sie noch an ihren Glanz.

Verdriechlich hörte Leonie das Lob der Legationrätin, das sie ihrem Papierkorb spendete. Und als die hübsche Frau sich auch noch nach dem glücklichen Empfänger erkundigte, wurde sie fast wüthend. Frau von Rabeneck indeß, die so genal zu lügen verstand, die nie die Fassung verlor, erröthete in diesem Augenblick bis unter ihre Schnebbe auf der hohen Stirn.

Wahrhaftig, sie schämte sich,

Melanie blieb unsichtbar. Die Rabeneck erzählte, daß sie lebende Bilder mit einstudiere, wie leid es ihr gethan, daß sie aber hoffe, u. s. w.

„Wie lange wollen Sie hier bleiben, Liebste?“

„Ich kann es heute noch nicht bestimmen, gnädigste Frau. Es gefällt mir sehr gut hier, Sie können sich denken, nach so langer Einsamkeit —“

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer in Mexiko.

2)

„Wird Ihnen die Zeit nicht entsehrlich lang inmitten dieses Friedenszustandes?“ forschte Tovar, als er aus dem Galopp kurz sein Pferd parcirte.

„Meiner Treu, ich bin des Nichtsthuns müde; die Hunde von Indianern, die Pimas, Peris und Tiburons geben nicht das geringste Lebenszeichen von sich.“

„Thatsache ist, daß Sie dieselben fast vernichtet haben.“

„Ich wünschte, ich könnte dies auch von meinen Gläubigern sagen,“ erwiderte Ochoa ernst.

„Zu der Langeweile, die mich plagt,“ fuhr der General fort, „kommt noch gerechter Grund zur Unzufriedenheit. Ist es nicht schändlich, daß das Central-Gouvernement die Entlassung des ausgezeichneten Präsidenten Santa Anna verfügt hat? Und verdiene ich nicht mehr als den Posten eines Gouverneurs? Gut! Ich werde den Expräsidenten wieder einsetzen oder die Regierung des Staates selbst ergreifen, und auf Ihre Unterstützung rechne ich fest.“

„Wann sollen wir nach Mexiko marschieren,“ fragte lachend Ochoa, „um den Kongreß zu zwingen, mich zum Kapitän zu ernennen.“

„Das Nähere werden Sie bald erfahren,“ antwortete Tovar stolz, „einstweilen: Vivat Santa Anna!“

„Santa Anna oder den Tod!“ schrie Ochoa, während die Reiter die Pferde nach Guanmas zurücklenkten.

Bald waren Verschworene gefunden; Ochoas größte Schwierigkeit lag in der Wahl seiner Freunde, junger Männer aus guter Familie, aber mit wüsten Sitten; der größte Theil derselben schuldete, nach der kraftvollen Sprachweise des Landes, mehrere Tode — d. h. war mehrerer Morde angeklagt und deshalb in steter Feindschaft mit dem Alcalde und den eingesetzten Obergkeiten. Es bot sich jetzt die günstigste Gelegenheit, die Schulden zu bezahlen — damit meine ich die pekuniären — und um dieselbe nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen, beeilten sich Alle, unter das Banner von Tovar zu treten.

Etwa zwanzig der Hauptverschworenen hielten in der Nacht, welche dem Tage voranging, an welchem der Staatsstreich en miniature ausgeführt werden sollte, einen Kriegsrath. Die Debatte war, wie leicht zu denken, eine stürmische; einige gaben den Rath, Feuer an allen vier Ecken der Stadt anzulegen und die Einwohner zu füßeln. Dieser Vorschlag wurde indeß als zu barbarisch verworfen und man gelangte schließlich zu dem Kompromiß, nach welchem eine nur theilweise Proskription beschlossen wurde. Es versteht sich wohl von selbst, daß jeder der Verschworenen die erste Stimme seinem Hauptgläubiger gab, um so

auf leichte Weise dessen Lebig zu werden, oder dem Alkalden, über welchen zu klagen Alle genügenden Grund hatten. Ochoa enthielt sich der Abstimmung; denn den Tod aller Bewohner Guanmas konnte er nicht erfordern, und wer unter ihnen war kein Gläubiger nicht? Es wurde beschlossen, nachdem man von dem Fort Besitz ergriffen, den Marsch auf Meriko anzutreten. Auf welche Weise man sich aber des festen Wertes am besten bemächtigen könne, darüber entstand eine neue, langandauernde Berathung. Wie nicht anders zu erwarten, ging der erste Vorschlag darauf hinaus, die Garnison niederzuzerkeln, doch bald spannte man mildere Saiten auf; man sprach von Besetzung der Soldaten durch Gold, als einer der Haupträdelsführer, gewiß sehr richtig bemerkte, daß die versammelten Patrioten sich nicht im Besitze eines einzigen Dollars befänden, und so wurde schließlich entschieden, bei Tagesanbruch das Fort durch Ueberumpelung zu nehmen; im Uebrigen wollte man den Umständen gemäß handeln. Die Ebbe in der Schatzkammer brachte auch die Frage auf die Tagesordnung, wie dieselbe am leichtesten und schnellsten zu beheben sei, worauf einige auf sehr naive Weise zu verstehen gaben, daß man dieses Ziel wohl am besten durch Plünderung der Stadt erreichen könne. Ochoa bekämpfte heftig diese äußerste Maßregel und bemerkte, indem er sich würdevoll erhob, daß man, da das Objekt rein politischer Natur sei, Blut wie Geld der mexikanischen Bürger schonen müsse. Der Präsident selbst fand durch den Vorschlag einen Ausweg, sich der Gelder des Zollamtes, welche das einzige Einkommen der Republic bildeten, zu bemächtigen. Da der Antragsteller, wo es sich um Plünderung handelte, als Autorität galt, stimmten ihm natürlich Alle bei und betrauten ihn selbst mit Ausführung des Planes. Ehe sich die Versammlung trennte, wurde an Tovar das Ersuchen gestellt, das Gouvernement von Sonora zu übernehmen, Ochoa als Kapitän begrüßt, jeder Offizier um eine Anwartschaft erhöht und die anwesenden Civilisten ließen die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen, sich selbst zu Offizieren zu ernennen. Nachdem dies alles geordnet, war es Zeit, Hand ans Werk zu legen, denn schon begann es zu tagen. Bis an die Zähne bewaffnet, marschirten die Verschworenen unter dem Ruf: „Viva Santa Anna“ durch die Stadt auf das Fort los und forberten die Garnison auf, sich zu ergeben. Der größte Theil derselben schloß noch fest und zwar so, wie es nur Leute zu thun pflegen, welche nichts zu verlieren haben. Man bedurfte keiner großen Ueberredungskünfte, sie zu dem Ruf: „Viva Santa Anna!“ zu bewegen. Einen solch glänzenden Erfolg hatten die Verschworenen nicht erwartet. Daß er ihr Selbstbewußtsein in hohem Maße heben mußte, kann man sich leicht denken. Später stellte es sich heraus, daß die Soldaten am Tage zuvor ihre Munition veräußert hatten, um sich für den rückständigen Sold bezahlt zu machen.

Bei Sonnenaufgang wurde in der Stadt die Einsetzung des neuen Gouvernements ausgerufen und einige Stunden später machte der Kapitän dem Direktor des Zollamtes einen Besuch. Derselbe hielt in der Hängematte gerade seine Siesta. Man weckte ihn und Ochoa begrüßte den Direktor mit jener Höflichkeit, welche einen mexikanischen Räuberhauptmann kennzeichnet, der einen Reisenden auf der Landstraße ausplündert und ihn auf die galanteste Weise ersucht, ihm Börse sammt Inhalt zu überliefern.

„Wie viel Geld befindet sich zur Zeit in der Kasse?“ fragte Ochoa.

„12 000 Dollars“ war des Direktors Antwort.

„Eine Bagatelle,“ meinte Ochoa, „doch genug, um mir einen unangenehmen Auftrag zu ersparen.“

„Und das wäre?“ fragte erschrocken der Wächter des öffentlichen Schatzes, indem er aus der Hängematte sprang.

„Sie, Senor, vor den General zu führen; denn ich versprach ihm, entweder den Schatz oder dessen Direktor zu bringen.“

„Ich hoffe, Kapitän, Sie werden nicht anstehen, mir eine Quittung über das empfangene Geld auszustellen.“

„Eine Quittung? Mit dem größten Vergnügen, doch fürchte ich, meiner Signatur wird nicht vollgiltiger Werth beigelegt werden, denn, Senor Direktor, wie Sie wissen, bin ich auf arge Weise in der Umgegend verleumdet.“

Nachdem der Direktor den Inhalt der Kasse überliefert und Ochoas Quittung in Empfang genommen hatte, setzte er seine Siesta fort.

Mit dem Golde beladen, wandte der neue Kapitän seine Schritte nach des Generals Haus, woselbst die Patrioten bei seinem Anblick in unermeßlichen Jubel ausbrachen. Was die Verwendung des Geldes anbelangte, stimmte man ohne Weiteres

darin überein, daß solche im Interesse des öffentlichen Wohls stattfinden müsse. Aber diese Worte sind auf hundertlei Weise zu interpretiren, und jeder der Verschworenen dachte nach seiner subjektiven Anschauung über den Gegenstand anders; es war schwer, sich in dieser Frage zu verständigen. Ochoa fand auch hier einen Ausweg und schlug nach vielen unnützen Diskussionen vor, daß das Geld zur Reparatur der im Fort befindlichen und im jetzigen Zustand unbrauchbaren Geschüßlafetten zu verwenden sei. Kein Zweifel, hätte dieser Ausspruch das Ohr Santa Annas in den Tiefen der Hacienda de Mange de Clavo erreicht, wohin er sich nach jeder politischen Krisis zurückzuziehen pflegte, er würde sich ob einer Manifestation zu seinen Gunsten sehr geschmeichelt gefühlt haben, welche solchen patriotischen und uneigennütigen Motiven entsprang. Tovar folgte dem Beispiel seines berühmten Vorbildes und zog sich, nachdem er seine ganze Machtbefugniß auf Ochoa übertragen hatte, auf seine Wohnung in der Nähe von Guanmas zurück. Dort verweilte er noch zur Zeit meiner Ankunft.

Die Stadt Guanmas ist trotz dieses stolzen Titels nichts mehr als ein Flecken ohne Kirche und ohne Gasthaus. Vielleicht die einzige Stadt Merikos ohne Kirche, ist das Nichtvorhandensein eines Wirthshauses eine gewöhnliche Erscheinung in den Städten der Provinz Sonora, und der Fremde darum genöthigt, die Gastfreundschaft des ersten besten Hauses in Anspruch zu nehmen. Sie wird in den seltensten Fällen verweigert und es belohnt der aufrichtigste Dank, wenn der Wirth begütert ist, oder wenn arm, eine Geldentschädigung denselben für alle Mühen und Auslagen, deren er sich bereitwilligst unterzieht. Mit dem größten Vertrauen in diesem löblichen Brauch führte ich demnach mein müdes Noß zu der Wohnung eines Landmannes, eines Hamburger, der mir empfohlen worden war. Ich hatte nicht lange zu suchen, und da Niemand an dem Thor der Wohnung erschien, zögerte ich nicht einen Augenblick, mein Pferd in den offenen Schuppen zu ziehen und stellte dann, dem Herkommen gemäß, mein Ersuchen um Gastfreundschaft. Der edle Hamburger schien durch den Vorzug, welchen ich ihm zu Theil werden ließ, wenig erbaut u sein, und gab mir mit größter Offenheit zu verstehen, daß das Haus zu klein wäre, um mir Bequemlichkeit bieten zu können, bezeichnete mir statt dessen aber eine Wohnung, welche zu vermietthen sei und in der ich mit Hilfe meines Sattels, der Reisedecken oder eines Schaffelles mir ein bequemes Lager bereiten könne. Nach dieser erfreulichen Belehrung reichte mir der gastfreundschafliche Deutsche die Hand, um durch seine Herzlichkeit zu beweisen, wie eifrig er meine baldige Entfernung wünschte; ich begab mich nun auf den Weg nach der in Frage stehenden Wohnung. Bald fand ich ein niedriges Gebäude mit einer, auf vier Gypspfeilern ruhenden Vorhalle. Man gelangte durch diesen in einen weiten Raum, in welchem durch die Passage von Maulthieren und Ferkeln das Tafelwerk zur Hälfte gelöst war. Ein anderer Eingang auf der entgegengesetzten Seite führte in einen geräumigen Hof. Wohin man blickte, gewahrte man nichts als die zerstückten Theile von 3 oder 4 Röhren, welche in langen Streifen an den Wänden aufgehängt waren. Die Sonne, welche das Fleisch austrocknete, brachte jede Farbe, jedwede Schattirung hervor und von dem tiefsten Carmosin konnte man durch die Mischungen von Violett und Blond zu dem schönsten Grün gelangen. Wenn man sich durch dieses animalische Labyrinth hindurch gearbeitet hatte, gelangte man in den Hof, wo große Pfützen von Wasser stagnirten, über welche gefährliche Ausdünstungen eine Regenbogenhaut gespannt hatten. Frisch abgezogene Häute waren auf dem Hofraum mittels kleiner Pfähle befestigt; ungeheure Schwärme großer und kleiner Fliegen erfüllten die Luft mit ihrem Summen. Daß ein wahrhaft pestartiger Gestank hier die Atmosphäre erfüllen mußte, kann man leicht denken. Solcher Art war die reizende Zufluchtsstätte beschaffen, welche mein sehr gütiger Landmann für mich ausersehen hatte.

Ein untersefter Mensch, etwa 40 Jahre alt, saß inmitten der Halle auf einen Strohsuhl und rauchte in größter Gemüthlichkeit seine Cigaretten. In Haltung satyrisch und zurückhaltend zu gleicher Zeit, ließ der Anzug dieses Mannes in Zweifel, ob er dem priesterlichen oder bürgerlichen Stande angehöre. Als ich in Gedanken vertieft auf- und abschritt und mit mir selbst noch nicht einig war, ob hier unterzukommen ich versuchen sollte oder nicht, richtete die eben beschriebene Persönlichkeit folgende Frage an mich:

„Wie ich sehe, sind Sie fremd, Senor Caballero, und suchen vielleicht ein Unterkommen?“

„Ja, Senor, und wenn, wie mir berichtet worden, dieses Haus zu vermietthen ist, so habe ich wohl ein Obdach gefunden.“

Mehr
s ihre
stunde
stimm

anders
ingen-
änder-
der
n da-
venet,
dovoll
s daß
eichen
e die

das
u sich
de sie
lügen
lügen-

daß sie
daß sie

Frau.
ach so

dieses
p kurz

punde
ht das

igern

fort,
nicht
des
und
eurs?
e die
Inter-
schend
u er-
Tovar

o die

größte
änner
Theil
undes,
d des-
festen
die
- und
s sich

Macht,
h en-
en den
o die
ls zu
Kom-
lossen
Ver-
um so

Gut, Caballero, lassen Sie sich häuslich nieder, und nehmen Sie die Gastfreundschaft, welche ich Ihnen in meines Freundes Haus anbiete."

Ich hörte im Laufe der nun folgenden Unterhaltung, daß ich die Ehre habe, den Küster von Guaymas vor mir zu sehen; da aber noch keine Kirche erbaut war, brachte diese Stellung dem würdigen Herrn ebenso wenig ein, als sie ihm Mühe verursachte.

"Mittlerweile," sagte er, "bis das Gouvernement die versprochene Kirche errichtet hat, helfe ich meinem Freunde Casillas, dem Metzger, welcher noch jung ist und guter Rathschläge bedarf."

Ehe ich mein Geschäft zum Abschluß brachte, ließ ich den Wunsch laut werden, das Fleisch, welches den Weg verperrte, zu entfernen.

"Darüber," erwiderte der Küster, "sien Sie außer Sorge. Ich selbst bin interessiert, dasselbe sobald wie möglich fortzuschaffen; denn es ist eine Spekulation, welche ich in Casillas Abwesenheit unternommen und die vor seiner Rückkehr zu enden ich ganz besondere Gründe habe; in zwei Tagen wird Alles geschehen sein."

Nach dieser beruhigenden Zusicherung war der Kontrakt bald abgeschlossen. Was die Verpflegung anbetraf, meinte der Küster, würde es am besten sein, wenn ich zu diesem Zweck eine kleine Schenke an dem Hafen besuchte, wo auch, wie er mit wichtiger Miene hinzusetzte, die Hauptglieder des Provinzial-Gouvernements sich einfänden, und ich auf diese Weise schätzenswerthe Bekanntschaften machen könne.

Mit verschmitztem Lächeln setzte mein Wirth hinzu, daß ich, da sein Freund augenblicklich in Geldverlegenheit sei, mich gewiß gern herbeilassen würde, ihm den Betrag einer vierzehntägigen Miethe im Voraus zu entrichten.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Blüthenlese aus den Lustigen Blättern. Galerie zerstreuter Professoren.

1.

Professor Düstelmeyer pflegt jeden Tag nach Tisch ein Stündchen zu schlafen. Eines Tages kann er beim besten Willen nicht einschlafen. Er giebt sich die größte Mühe — umsonst. Nun versinkt er in tiefes Sinnen und grübelt nach, was wohl die Ursache dieser räthselhaften Erscheinung sein möchte. Er hat genug gegessen und getrunken, am Vormittag ein reichliches Arbeitspensum erledigt, keine aufgeregten Nerven und kann sich daher seine Schlaflosigkeit nicht erklären. Da endlich fällt ihm ein: „Er hat in der Berstreuung vergessen, die Augen zuzumachen!“

2.

Professor Dufelberger hat die Gewohnheit, jeden Tag zwei Stunden am Flußufer spazieren zu gehen. Um zwölf Uhr geht er fort und ist um zwei Uhr zum Mittagssmahl wieder zu Hause. Neulich macht er auch seinen täglichen Spaziergang. Schon ist es nahezu zwei Uhr, da bemerkt er, daß er, anstatt seiner Wohnstätte nahe zu sein, sich viel weiter davon entfernt hat. Lange bleibt er sinnend stehen und denkt dem wunderbaren Problem nach. Schließlich findet er die Lösung: Er hat ganz vergessen, nach einer Stunde umzuwenden und den Heimweg anzutreten.

3.

Professor Kafelhuber ist noch zerstreuter. Er hört nach Mitternacht einen Einbrecher einsteigen und ruft: „Zausend, komme ich heute wieder spät nach Hause!“

Rechtfertigung.

„Was seh' ich, Minna, Sie haben ja schon wieder einen anderen Soldaten? Da hört doch Alles auf!“

„Aber Madame, Sie haben doch selbst gesagt, ich bin keinen Sechser werth, da hab' ich mir einen von der siebenten Kompagnie genommen.“

Rücksichtsvoll.

Räuber, der seinem Opfer Geld und Uhr abgenommen, nimmt aus der äußeren Brusttasche das Cigarrenetui, schaut hinein und steckt es wieder in die Tasche.

Doulist: „Nun, weshalb behalten Sie die Cigarren nicht auch?“

Räuber: „Es ist die letzte, und ich möchte Sie nicht berauben!“

Vom Kafernenhof.

Untersoffizier: „Ist dieser Krause ungeheißt! Keel, ich glaube, wenn sie Scharfrichter wären, Sie würden den Delinquenten um einen Kopf länger machen!“

Resantivortil. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Schlimme Lage.

Binnemann aus Berlin trifft in einem Pariser Restaurant einen Landsmann. Er stürzt mit einem Freudenthrei auf den Eintretenden zu und schließt ihn gerührt in die Arme.

„Gott sei Dank, daß ich Dich treffe,“ ruft er, „ich bin jetzt drei Wochen in Paris und habe mich die ganze Zeit über von Käse nähren müssen.“

„So, warum denn?“

„Ich konnte ja nichts Anderes bestellen, ich weiß ja nur, daß „da fromage“ Käse heißt.“

Regel de Tri.

Richter: Sie sind beschuldigt, diesen Mann geprügelt zu haben. Angeklagter: Ich gebe es zu, aber ich habe mildernde Umstände anzuführen.

Richter: Welche?

Angeklagter: Der Zeuge fragte mich: Wenn eine und eine halbe Henne in einem und einem halben Tag ein und ein halbes Ei legt, wieviel Eier legen dann zwei dreioiertel Hennen in siebenzehn Stunden?

Richter: Es ist gut; Sie sind freigesprochen.

Nach der Konsultation.

Herr Drückeles befindet sich in der Sprechstunde bei einem berühmten Arzt und legt ihm, nachdem er das Rezept empfangen hat, einen Thaler auf den Tisch.

Arzt: Das reicht nicht, mein Lieber; die Ordination kostet bei mir zehn Mark.

Patient: Behn? man hat mir doch gesagt: sechs!

Eine Geschichte à la Siben.

Sein Vater war der Schneider Tjips,

Ihr Vater handelte mit Ripp's.

Sie wohnten an der Grenze Ripp's

(Er hatte einen kleinen Bipp's

Und sie war auch nur schwach an Grip's).

Ihr Vater war ein Feind von Tjips —

Na das versteht sich eo ips!

Einst kam er heim mit einem starken Schwips,

Fand Arm in Arm sie wie 'ne Grupp' aus Bipp's,

Schlug todt die Tochter mit den eignen Ripp's.

Der Jüngling hing sich auf an seinem Sclipp's.

Der A'fessoren-Paragraph.

Referendar Sorglich: Das wird eine trostlose Zeit, wenn der § 8

des Richterbestodungs-Gesetzes durchgeht!

Referendar Biermann: Unstinn, dann tröstten wir uns mit § 11.

Ueberflüssiger Rath.

Arzt: Ich rathe Ihnen, es mit einer Luftpur zu versuchen. Patient (Schauspieler ohne Engagement): Aber ich habe ja schon seit vier Wochen von der Luft gelebt!

Herosten.

Wir wissen, das Lob der Tücht'gen und Weisen

Nur kann uns ehren und adeln,

Doch lassen wir lieber von Narren uns preisen,

Als von Verständigen uns tadeln.

Brennende Frage.

Welche Stellung würden Sie zu der Frauenfrage einnehmen?“

Dame: Die Frauenfrage ist mir gleichgültig, die Männerfrage würde ich einfach mit ja beantworten.

Parade-Marsch.

Einjähriger: Himmelberggott, diese Sonnengluth! Und da behauptet man immer, der Militarismus habe seine Schattenseiten!

So muß es kommen.

Köchin (zu einer andern auf dem Markte): Ach, mein Schatz ist ein guter Mensch, der läßt dir stets immer das Beste für die Herrschaft übrig!

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Stangen's illustrierte Reise- und Verkehrszeitung** eröffnet ihre neueste Nummer vom 15. Juni mit einem mit Originalzeichnungen von A. Storm und E. Romin geschmückten Artikel über Nordlandsreisen, dessen praktische Winke vielleicht Manchem, der im Laufe des Sommers die Absicht hat, nach Schweden oder Norwegen zu reisen, willkommen sein werden. Außer einer lebensvollen Beschreibung der olympischen Spiele von Paul Engnath in Athen bringt die Nummer den Anfang einer außerordentlich interessanten Schilderung aus Mexiko: „Duer durch die Sierra Madre Oriental“ von C. Kint, einem der herorragendsten Kenner centralamerikanischer Verhältnisse. Das Feuilleton enthält ein anmutiges Reisegegeschichtchen aus Florenz: „Das Manuscript“ von Wilhelm Bornemann.



Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Deconomierath H. von Mendel-Steinfels zu Halle (Saale).

Prüfung an der Haushaltungsschule zu Nebra am 15. d. Mts.

Am 15. d. Mts. fand in der Haushaltungsschule zu Nebra die Schlußprüfung und damit zugleich die Entlassung der Schülerinnen des ersten Kurses des Jahres 1896 statt.

Wie in früheren Jahren, so hatten sich dazu auch wiederum eine große Anzahl von Vätern und Müttern der jungen Mädchen eingestellt. Außerdem nahm daran Theil der Staatsminister des Herzogthums Sachsen-Altenburg, Seine Excellenz von Hellborn-Nebra a. N., sowie ein Vertreter der Landwirthschaftskammer für die Provinz Sachsen.

Eine Prüfung in der Haushaltungsschule zu Nebra unterscheidet sich wesentlich von sonstigen Schulprüfungen, die sich ja mehr auf theoretischem Boden bewegen. Hier in der Haushaltungsschule ist es, als wenn man eine große Wirthschaft besichtigt, wo jeder werkhätige Mitarbeiter an seinem Posten steht und seine Funktionen erfüllen muß, wie an jedem anderen Wochentage auch. Es bilden bekanntlich die 28 Schülerinnen zusammen mit ihren Lehrerinnen eine große Familie, welche alle Thätigkeit, die nur irgendwie im Hause vorkommt, ohne die Unterstützung von Diensthöfen selbst ausführen muß. Es ist natürlich, daß die ersten Arbeiten des Tages, welche schon früh mit Sonnenaufgang stattfinden bereits erledigt waren und so sah man, wie es auch an anderen Werktagen in der Haushaltungsschule der Fall ist, das ganze Haus mit all seinen zahlreichen Inventarstücken in Küche, Keller und Kammer blitzen und funkelten, die weißen Stühle und Tische, die Treppengeländer sahen aus, als wenn sie eben frisch gestrichen wären, und das Kupfer und Messing funkelte, als wenn es eben die Fabrik verlassen hätte.

Gegen 11 Uhr eröffnete der Vorsitzende des Kuratoriums, Herr Rittergutsbesitzer von Hellborn-Jingst, die Prüfung, und zwar galt der erste Besuch den jungen Mädchen, welche in der Küche das Mittagsbrod bereiteten. Jede hatte ihren Posten und mußte über das, was sie that und warum sie es that, klipp und klar Auskunft zu geben. Die Beantwortung der Fragen der prüfenden Lehrerinnen zeigte, daß die Schülerinnen sich nicht bloß mechanische Fertigkeit angeeignet, sondern daß sie auch über Alles nachgedacht hatten und so folgten Schlag auf Schlag, frisch die Antworten auf die gestellten Fragen, so daß die in der Küche sehr wohl bewanderten Mütter ihre große Befriedigung über die Leistungen der jungen Mädchen ausdrückten.

Von der Küche ging es sodann in den Molkereiraum, wo die soeben eingelieferte Morgenmilch centrifugirt wurde und wo im Nebenraume mehrere junge Mädchen mit Käsemachen beschäftigt waren. Eine weitere Abtheilung war dabei, die Butter im Keller zu bearbeiten, während beim Durchgang durch das Haus eine andere Abtheilung beim Rollen und Blätten der Wäsche in Thätigkeit getroffen wurde. Auch hier zeigten die Schülerinnen eine große Beherrschung des Stoffes neben praktischer Handfertigkeit. Man fühlte sofort heraus, daß hier nicht, wie bei vielen anderen öffentlichen Prüfungen, ein vorher sorgfältig einstudirtes Frage- und Antwortspiel getrieben wurde, sondern daß sie das, was sie arbeiteten, auch geistig beherrschten und mit Lust, Liebe und Verständnis betrieben.

Vor Beginn der theoretischen Prüfung wurden die anwesenden Gäste sodann ins Speisezimmer zur Einnahme eines Morgenimbisses eingeladen, woselbst auch Kostproben der selbst fabrizirten Obstweine und Mehlspeisen, Kuchen zc. dargeboten wurden. Hierbei war besonders ansprechend die freundliche und gewandte Art und Weise, in welcher die jungen Mädchen die Bewirthung der Gäste selbst übernahmen. Man fühlte sich unwillkürlich in den Schooß einer guten deutschen Haushaltung versetzt, wo die Töchter eifrig der Mutter zur Hand gehen und durch ihre fürsorgende Aufmerksamkeit dem Gast den Aufenthalt behaglich machen.

Dann begann die theoretische Prüfung. Auch hier zeigte sich allenthalben, daß Lehrerinnen sowohl, wie Schülerinnen mit Lust und Liebe an der Bewältigung des Stoffes gearbeitet hatten.

Wohlbeschlagen waren die jungen Mädchen bei der Prüfung durch Herrn Oberpfarrer Schwiager in der vaterländischen Geschichte und in den Einrichtungen der inneren Mission zur Bethätigung christlicher Nächstenliebe. Sie zeigten, daß sie Verständniß hatten für die Anforderungen, welche die sozialen Verhältnisse der heutigen Zeit auch an die Hausfrau des Landwirthes stellen.

Wie sie vorher beim praktischen Dienst ihre Handfertigkeit am Kochherd, an der Buttermaschine und an der Centrifuge gezeigt hatten, so wußten sie bei der theoretischen Prüfung über Haushalt und Ernährung durch die Lehrerinnen Fräulein Bretthauer und Frau Strade sehr genau Auskunft zu geben über die Qualität der Nahrungsmittel und die Behandlungsweise und Konservirung derselben zc.

Ausgezeichnet waren sie durch den an der Haushaltungsschule unterrichtenden praktischen Arzt informirt über all das, was die sorgsame Hausfrau im Krankenzimmer und am Krankenbett zu beobachten hat. Das ist ein Moment, auf welches gar nicht genug Werth gelegt werden kann, und dankbar werden es die Aerzte demaleinst zu rühmen wissen, wenn sie in der in Nebra ausgebildeten Hausfrau selbst eine so wohlorientirte Unterstützung finden, welche für die nöthige Ordnung und Sauberkeit im Krankenzimmer sorgt und welche dadurch, daß sie Bescheid weiß, wie das Bett eines Kranken gehalten werden muß und wie man mit einem im Fieber liegenden Kranken umzugehen hat zc. zc., dem Arzt seinen schweren Beruf erleichtert.

Wie es einer praktischen Hausfrau zukommt, wußten die jungen Mädchen auch Bescheid zu geben über die Verhältnisse des Hühnerhofes, des Obstgartens und hatten sehr gut gelernt, zu berechnen, wie hoch sich die Kosten des täglichen Verbrauches im Haushalt, für Frühstück, Mittag- und Abendbrod und die Gesamtkosten der inneren Haushaltung einer Familie stellen. Daß sie auch einen Geschäftsbrief abzufassen wußten, einem Dienstmädchen ein Zeugniß ausstellen können und schließlich auch den vielbeschäftigten Mann in der Führung der Bücher, Ausstellung von Quittungen, Rechnungen u. s. w. unterstützen können, bewies nicht nur die pünktliche Beantwortung der vom Herrn Pastor Küstermann gestellten Fragen, sondern davon legten auch die mit großer Sauberkeit und Akkuratess geführten Bücher Zeugniß ab.

So konnte denn nach all dem, was man gehört und gesehen hatte, der Vorsitzende des Kuratoriums der Haushaltungsschule in Nebra, Herr Baron von Hellborn-Jingst, mit Zug und Recht den Lehrern und Schülerinnen die große Befriedigung über den Ausfall der Prüfung aussprechen und konnte speziell den Lehrkräften Namens der Landwirthschaftskammer herzlich danken für die treue Arbeit, die sie zum Segen der heimischen Landwirthschaft wiederum geleistet haben.

Mit warmen Worten empfahl Herr von Hellborn den jungen Mädchen, auch ihrerseits das Gefühl der Dankbarkeit an die Lehrer und die Haushaltungsschule zu pflegen und dafür zu sorgen, daß der gute Ruf der Schule, der sich nun schon so lange bewährt habe, auch durch sie in immer weitere Kreise getragen werde.

Jedenfalls liefert die Prüfung dafür einen Beweis, was wirklich geleistet werden kann, wenn alles Wirken so prompt und kräftig in einander greift, wie es in Nebra geschieht. Wenn daher der Vorsitzende des Kuratoriums den Lehrern seinen Dank abstattete, so gebührt doch auch ihm ein hohes Verdienst an dem Aufblühen dieser Schule, da er mit großer Aufopferung und Hingabe an dieses Institut Zeit und Arbeit nie gespart hat, wo es galt, dasselbe zu fördern.

Bemerkung werden mag, daß an der Prüfung auch eine Dame, Fräulein von Korzfleisch, theilnahm, welche augenblicklich damit umgeht, auf einem Gute in Oberhessen gewissermaßen eine Hochschule für Haushaltung, Krankenpflege zc. einzurichten, wo den Töchtern städtischer Familien Gelegenheit geboten wird, sich über die Anforderungen eines Haushaltes zu informieren und eventuell auch die Fähigkeit zu gewinnen, Lehrerin an einer landwirthschaftlichen Haushaltungsschule zu werden.

Nebra hat nunmehr schon weit über 300 Schülerinnen ausgebildet. Es hat den Samen ausgestreut für den Gedanken, daß in der heutigen schweren Zeit nicht nur der Mann, sondern auch die Frau eine tüchtige Ausbildung braucht.

Die günstigen Resultate, die Nebra jederzeit errungen hat, sind doch der Anlaß gewesen, daß sich in unserer Provinz der dringende Wunsch nach Errichtung weiterer Haushaltungsschulen

geltend macht hat und daß die Landwirtschaftskammer in Verfolg dieses Wunsches mit Unterstützung der Provinzial-Verwaltung demnächst auch in anderen Gegenden der Provinz noch andere Haushaltungsschulen ins Leben rufen wird.

Wir geben dem Wunsche Ausdruck, daß Nebra auch in Zukunft die Mutter- und Musteranstalt für die übrigen Schulen bleiben möge!

Dabei weisen wir zugleich darauf hin, daß mit dem ersten Juli wiederum ein neuer Kursus beginnt. Sollte irgendwie noch der Wunsch bestehen, Schülerinnen für Nebra anzumelden, so muß dies bald geschehen und zwar an die Adresse des Herrn Obergemeindeführers in Nebra, da, wie wir hören, nur noch wenige Stellen für das kommende Semester frei sind.

R.

Saben Thierschauen einen Werth oder nicht?

Der schlesische landw. Btg. „Der Landwirth“ entnehmen wir die nachstehenden beachtenswerthen und zeitgemäßen Bemerkungen über das Thierschauwesen:

„Diese Frage gehört mit zu denjenigen aus dem Gebiete der Rindviehzucht, in deren Beantwortung die Meinungen noch vielfach getheilt sind.

So erblicken die Einen in den Thierschauen das wichtigste Förderungsmittel der Zucht, Andere legen ihnen nur eine nebensächliche Bedeutung bei und wieder Andere behaupten, in den meisten Fällen stehe das hierfür verbrauchte Geld in keinem Verhältnisse zum Erfolge und ließe sich in anderer Weise viel nützlicher für Hebung der Zucht verwenden.

Nachdem nun alljährlich beträchtliche Summen aus öffentlichen Mitteln sowohl, wie von Seite der landwirthschaftlichen Vereine für Thierschauen und Zuchtvielmärkte u. dgl. verausgabt worden, dürfte es nicht unangebracht sein, diese Veranstaltungen unbefangenen auf ihren Werth zu prüfen, wobei zunächst nur die Schauen für Zuchtvieh Berücksichtigung finden, solche für Nutzvieh aber vorläufig außer Betracht bleiben sollen.

Der Grundgedanke, aus welchem die Thierschauen entstanden sind, ist der, erfolgreiche Bestrebungen der Züchter auszuzeichnen, durch gute Beispiele Belehrung zu geben und zur Nachahmung anzuweisen, die Leistungsfähigkeit, die Fortschritte eines Bezirkes oder Zuchtgebietes öffentlich zu zeigen und damit auch durch die Heranziehung von Interessenten und Kauflustigen den Absatz der Zuchtproducte und die Einträglichkeit der Zucht zu heben.

Daß dieser Gedanke — soferne auch sonst der betreffende Bezirk in der Zucht etwas leidet — gut ist, sieht wohl außer Zweifel; daß er praktisch wirksam gemacht werden kann, dafür haben wir die Beweise überall dort, wo man ihn richtig erfährt und um seiner selbstwillen zweckentsprechend ausgeführt hat, z. B. in Baden.

Zugegeben muß werden, daß man es in dieser Beziehung vielfach hat fehlen lassen und heute noch fehlen läßt, und die Behauptung, es handle sich bei manchen Thierschauen um weiter nichts, als eine unzweckmäßige Geldvertheilung, beruht leider auf Thatfachen.

Unser Bestreben muß deshalb darauf gerichtet sein, nicht etwa die Thierschauen zu beseitigen, sondern sie so zu gestalten, daß sie ihrer eigentlichen und ausschließlichen Aufgabe, nämlich an der Hebung der Zucht mitzuarbeiten, gerecht zu werden vermögen.

Und das ist sofort der Fall, sobald nur Thiere prämiirt werden, welche eine Verbesserung der Zucht gewährleisten, welche der Zucht auch wirklich erhalten bleiben oder längere Zeit nützlich gewesen sind.

Die Prämürungen sind nicht dazu da, das vorhandene Geld unter allen Umständen an den Mann zu bringen, auch nicht dazu, lediglich den guten Willen eines Ausstellers oder letzteren gar schon dafür zu belohnen, daß er überhaupt ein Thier zur Schau gebracht hat; hierfür giebt es andere Wege. Die Prämürungen dürfen vielmehr nur mit den sichtbaren Leistungen rechnen, wie sie auch der unbetheiligte Zuschauer zu beurtheilen vermag; nur das ausgestellte Thier, nicht aber der Besitzer darf in Betracht kommen.

Wo man — und es sei auch in der wohlmeinenden Absicht, möglichst Jedem zufrieden zu stellen — von diesem Grundsatz abgeht, und die Grenzen der Preiswürdigkeit zu weit zieht, da schwindet das Vertrauen der Züchter zur Nichtigkeit der

Prämürung, es geht der eigentliche Zweck der Belehrung und Aneiferung und damit auch das aufgemendete Geld verloren.

Wo man sich dagegen bemüht, die Thiere durch sachkundige und sorgfältige Beurtheilung auf ihren Zuchtwert zu prüfen und lediglich solche auszuzeichnen, welche einen Nutzen für die Zucht erwarten lassen, da finden die Thierschauen Vertrauen sowohl bei den einsichtsvollen Ausstellern, wie bei dem allgemeinen Publikum und mit dem Vertrauen kommt der Erfolg, kommt Belehrung, Wettstreit und Absatz.

Unzufriedene wird es ja bei je der Thierschau geben, und wer mit diesen Veranstaltungen zu thun hat, der kennt auch die Complimente, welche man von solchen Ausstellern zu hören bekommt, die schon von vornherein selbstverständlich überzeugt sind, etwas Besseres als ihre eigenen Thiere existire überhaupt nicht.

Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen; der verständige und firebsame Züchter aber wird bald unterscheiden können, ob er es mit einer wirklich sachkundigen und unparteiischen Beurtheilung zu thun hat, und wird dann, diesem Urtheil folgend, zu bessern suchen, was besserungsbedürftig ist.

Um aber die Thiere auf Ausstellungen erschöpfend beurtheilen zu können, bedarf es auch verschiedener Vorkehrungen, welche den Richtern eine genaue Prüfung ermöglichen.

Wer z. B. heutzutage beim Kaufe eines guten Zuchtthieres sicher gehen will, wird wohl nicht veräumen, sich daselbe auch auf seinen Gang anzusehen, und ganz das Gleiche trifft auch zu bei Beurtheilung von Thieren auf Ausstellungen. Präsentirt sich doch thatsächlich manches Thier am Stande viel ungünstiger als beim Gehen, oder umgekehrt, und darum ist es wohl nicht zu viel behauptet, daß die Besichtigung eines Thieres am Stande allein — grobe, sofort in die Augen fallende Fehler ausgenommen — auch den geübten Kenner nicht vor erheblichem Irrthum schützt. Auf allen Schauen, großen wie kleinen, sollte deshalb Vorjorge getroffen sein, daß die Thiere den Richtern zur endgültigen Auswahl ordnungsgemäß vorgeführt werden müssen.

Mit diesem Vorschlage stößt man nun nicht selten auf allgemeines Kopfschütteln, das besagen will: „Reden ist leicht, ausführen schwer.“ Entweder fehlt es an Platz, den man für Tribünen u. s. w. nothwendiger braucht, oder es wird überhaupt als unmöglich bezeichnet, die unbändigen Thiere, zumal Bullen und Kalben, vorzuführen. Thatsächlich trifft dies Bestere auch häufig zu und ist durchaus nicht verwunderlich. Denn weder von Bullen noch von Kalben, die Tag aus Tag ein im Stalle gestanden und von Bewegung kaum eine Ahnung haben, kann man verlangen, daß sie sich gerade bei der Thierschau nach Wunsch vorführen lassen. Verlangen kann und muß man aber von den Ausstellern, daß sie nur mit solchen Thieren in Preisbewerb treten, welche eine Beurtheilung nach jeder Richtung hin ermöglichen, daß sie also — mit anderen Worten gesagt — ihre Thiere vorher schon an Bewegung und an das Führen gewöhnen.

Daß dies zu machen ist, sehen wir deutlich bei gut geordneten Ausstellungen.

Auch bezüglich richtiger Haut- und Klauenpflege sollten manche Thierschau-Richter ihre belehrende Aufgabe insofern ernst auffassen, als Mängel in dieser Richtung gering geachtet oder ganz übersehen, ebenso, wie ungenügend ernährte oder gemästete Stücke nicht prämiirt werden sollten.

Alles in Allem genommen, machen darum nicht die Zahl der ausgestellten Thiere und nicht die Menge der Preise, auch

nicht theuere Fahnen und kostspielige Diplome den Werth einer Thierchau aus, wohl aber eine Auszeichnung nur wirklich guter, die Zucht fördernden Leistungen, und deshalb müssen wir die

Eingangs gestellte Frage dahin beantworten: „Thierchauen haben nur dann einen Werth, wenn sie richtig und zweckdienlich durchgeführt werden.“

Welche Nachtheile bringt eine verspätete Heuernte mit sich?

Es dürfte gerade jetzt an der Zeit sein, darauf aufmerksam zu machen, daß ein nicht zur rechten Zeit stattfindendes Mähen von Gras und Klee zur Heubereitung als höchst irrational zu bezeichnen ist. Und doch findet man leider noch viel zu häufig den Uebelstand, daß der Landwirth den Beginn der Heuernte auf einen zu späten Termin festsetzt, wohl meist in dem Glauben, dann eine größere Masse Futters zu ernten. Diese Ansicht ist eine geradezu falsche zu nennen, denn die Menge, die bei einer zu einer späteren Zeit als dem Anfang der Blüthe vorgenommenen Ernte an Ertrag mehr erhalten wird, besteht zum größten Theile aus verholzten, an Nährstoffen, besonders den stickstoffhaltigen, verarmten Stengeln. Die Proteinnmenge eines Futtergewächses nimmt nur bis zu seiner Blüthe zu und, in derselben Zeit entwickeln sich auch nebenher die stickstoffreichen Nährstoffe. Bereits während der vollen Blüthe aber gehen beide Nährstoffgruppen in ihrem Gehalte zurück, zu Gunsten der viel schwerer verdaulichen Holzfaser. Die Ernte kann eher um ein paar Tage zu früh sein, als um ein paar Tage zu spät; im ersteren Falle werden immer noch geringere Verluste zu befürchten sein, als im letzteren. Aber nicht nur der absolut größere Gehalt an Nährstoffen in kurz vor oder bei Eintritt der Blüthe gemähten Futtergräsern und Kräutern macht das aus denselben gewonnene Heu nahrhaft, sondern zweitens auch der Umstand, daß sich dann diese Nährstoffe in der am leichtesten löslichen und daher am verdaulichsten Form befinden. Die verminderte Verdaulichkeit von zu spät geerntetem Wiesen- oder Kleeheu ist ja auch ganz natürlich. Denn tritt einmal eine Verholzung in den Futterpflanzen ein, die umfomehr fortschreitet,

je mehr sich der Zeitpunkt der völligen Samenreife nähert, so können die in den verhärteten Zellhäuten befindlichen Nährstoffe nur mangelhaft in den Verdauungsorganen zur Wirkung kommen. Um also die Nährstoffe möglichst vollständig und in der Beschaffenheit, in der sie für die Verdauung den größten Effect haben in der Ernte gewinnen zu können, muß man diese unbedingt in den Zeitpunkt kurz vor oder eben bei Beginn der Blüthe vornehmen.

Nun kommt noch ein zweiter Umstand hinzu, der ein möglichst rechtzeitiges Mähen, namentlich der Wiesen zu diesem Zeitpunkt vortheilhaft erscheinen läßt. Je länger man den Zeitpunkt der Heuernte hinauschiebt, desto mehr werden natürlich die in den Wurzeln lagernden Reservestoffe von den Pflanzen ausgenutzt. Bei einer späten Heuernte wird daher die Produktionsthätigkeit der Wurzeln verringert, der zweite Schnitt bleibt im Wachsthum zurück und giebt einen bei Weitem geringeren Ertrag, als der normale es gewesen sein würde bei frühzeitigem Mähen. Um somit Verluste an Menge und Güte des Heues zu vermeiden, ist es dringend anzurathen, den geeigneten Zeitpunkt nicht zu verpassen. Derselbe wird je nach der Entwicklung, welche die Frühjahrswitterung den Futterpflanzen gebracht hat, in den einzelnen Jahren wohl im Zeitraum von einigen Wochen hin und her schwanken aber meistens wohl 8—14 Tagen vor Johannis fallen.

Man achte also in diesen Tagen darauf, wann die Mehrzahl der auf einer Wiese vertretenen Gräser und sonstigen Futterpflanzen sich im Beginne der Blüthe befindet. Dies ist der richtige Zeitpunkt, um mit dem Mähen zu beginnen

Kleinschneiden des Grünfutters.

Nachdem die Sommerfütterung in der jetzigen Jahreszeit nunmehr wohl in ihrem vollen Umfange eingetreten ist, wollen wir einer Maßregel bei derselben das Wort reden, deren Ausführung ebenfowohl im Interesse der Gesunderhaltung der Thiere liegt, wie im Interesse einer sparsamen und rationalen Wirtschaftsweise überhaupt. Es ist dies das von vielen Landwirthen schon längst empfohlen und ausgeführte. Schneiden des Grünfutters und einem Vermischen derselben mit Strohhäcksel. Man kann die bei reiner Grünfütterung zeitweise in so großen Massen stattfindende Verfütterung von proteinreichen Nährstoffen oft geradezu als eine Verschwendung bezeichnen, ganz abgesehen von der bekannten Gefahr, die alljährlich wieder auftritt, daß die Thiere infolge Ueberfressens mit frischem grünem Klee oder Luzerne an Aufblähung zu Grunde gehen können. In vielen Wirthschaften, wo dem Vieh sämmtliches Grünfutter kurz geschnitten vorgelegt wurde, ist dies mit sehr gutem Erfolge geschehen. Das Vieh hält sich bei einer Zugabe von Strohhäcksel etwa im Verhältnisse von 1:3 oder 4 auffallend runder und wohl beleibter. Wurde dann noch 1—2 Pfund Getreideschrot mit zugefüttert, so war auch der Milcherttrag ganz der gleiche oder womöglich noch höher, wie bei den Kühen, die reine Grünfütterung erhielten. Was aber vom praktischen Standpunkte aus das Kleinschneiden des Grünfutters und sein Verfüttern mit Strohhäcksel und Getreideschrot zusammen am meisten vortheilhaft erscheinen läßt, ist der Umstand, daß man immer wieder die Wahrnehmung machen kann, wie besonders in den heißen Tagen, wenn das Vieh von den Fliegen arg gequält wird, ein großer Theil des Grünfutters, wenn dies in ungeschnittenen grünen Klee, Luzerne oder Esparjette besteht, heruntergerorfen und

unter die Füße getreten wird und so, ohne ausgenutzt worden zu sein, auf die Düngersstätte kommt. Diese Verschwendung wird durch das Kleinschneiden des Grünfutters vollkommen vermieden; ein Vortheil, der am meisten ins Gewicht fällt in futterarmen Jahren, wo sich die Grünfütterung besonders für große Rindviehbestände auf diese Weise natürlich viel leichter und gleichmäßiger durchführen läßt.

Die Zerfeinerung des Grünfutters wird im Allgemeinen am besten auf 4—5 cm vorzunehmen sein und zwar gleichzeitig zusammen mit dem Stroh, welches dann sogleich den Saft des Grünfutters aufnimmt. Hierdurch wird das unschmackhafte überjährige Stroh, welches langorgelegt nur ungen und in ungenügender Quantität aufgenommen werden würde, schmackhafter gemacht und besser aufgenommen. Man lege das geschnittene Grünfutter den Thieren aber stets sofort als Futter vor, da es nach kurzer Zeit schon weß und unschmackhaft wird und sich auch in großen Haufen leicht erhitzt. Um das Grünfutter möglichst frisch erhalten zu können, mähe man es des Morgens oder des Abends in möglichst trockenem Zustande und vermeide ein langes Liegen an der Sonne und in Folge dessen ein Abwelken; man fahre auch nicht mehr auf einmal an, als man für die nächsten Mahlzeiten gebraucht und breite das hereingebrachte Futter dünn und locker aus, damit es sich nicht erhitzt. Um das Grünfutter im Nothfalle für 2—3 Tage frisch erhalten zu können, stellt man am besten für dasselbe luftige Lattengeräte auf. Erhitztes Futter darf unter keinen Umständen verfüttert werden, sondern muß erst an die freie Luft gebracht und ausgebreitet werden.

Buchführung und Einkommensteuer.

Eine interessante und für den Landwirth wichtige Entscheidung in Steuerfachen hat soeben das Ober-Verwaltungsgericht getroffen.

Ein Landwirth hatte in der auf Grund einer Buchführung abgegebenen Steuererklärung den Betrag für den Unterhalt

seiner vier in der Wirthschaft beschäftigten Kinder (weiteres Gefinde hält er nicht) in Abzug gebracht; dieses Verfahren wurde jedoch somohl von der Veranlagungs-, wie von der Berufungskommission für unzulässig erklärt. Demgegenüber hat nun das Oberverwaltungsgericht wie folgt entschieden; „Dasjenige, was

ein Vater den ihm in seinem Gewerbe oder in seiner Wirtschaft behülfflichen Kindern an Geld oder Geldeswerth (Wohnung, Kleidung, Beföstigung u. dgl.) gewährt, bildet eine abzugsfähige Betriebsausgabe des Ersteren nur unter der Voraussetzung, daß zwischen ihnen eine vertragsmäßige Abrede dahin getroffen ist, daß die Kinder in dem väterlichen Geschäfte oder in der väterlichen Wirtschaft gleich fremden Hilfskräften thätig sein und als Entgelt für ihre Thätigkeit von ihrem Vater bestimmte Bezüge an Geld oder Geldeswerth erhalten sollten. . . . Das Bestehen eines besonderen Vertragsverhältnisses erfordert aber andererseits nicht den Abschluß eines Vertrages in bestimmter Form; es wird vielmehr unter Umständen selbst ein stillschweigendes Einverständnis über den Abschluß eines Arbeitsvertrages genügen, und demgemäß im Zweifel die Frage des Vorliegens eines besonderen Vertragsverhältnisses nach den äußerlich erkennbaren Thatumständen beantworten werden müssen. Dabei wird insbesondere darauf Gewicht zu legen sein, ob in dem Geschäft oder in der Wirtschaft des Vaters bei dem Nichtvorhandensein der darin thätigen Kinder die gleiche Anzahl fremder Hilfskräfte gehalten werden müßte, und ob die Bezüge der Kinder im wesentlichen den üblichen Löhnsätzen fremder Hilfskräfte entsprechen oder nicht. Dieselben Gesichtspunkte werden auch in dem Falle von besonderer Bedeutung sein, wenn Bedenken darüber bestehen, ob ein nachweislich ausdrücklich abgeschlossener Vertrag ernstlich gemeint oder nur zum Scheine geschlossen ist. Nach Maßgabe der vorstehenden Andeutungen wird der in dem vorliegenden Falle von dem Steuerpflichtigen beanspruchte Abzug von 1314 Mk. für den Unterhalt von vier

in der Wirtschaft thätigen Kindern von Neuem zu prüfen sein §§ 91 I, II² (vergl. §§ 9 I, II² des Einkommensteuergesetzes, Art. 4 No. 1², II², Art. 6 I², II² 1 No. 2, Art. 11 No. II² 1 Nr. 2, Art. 11 Nr. II², Art. 23 Nr. 2 der Ausführungsanweisung vom 5. August 1891. Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts in Staatssteuerfällen Band 1, S. 75; Band II, S. 42).“

Noch entschiedener als in diesem ersten Streitpunkt hat das Oberverwaltungsgericht dem Beschwerdeführer in einem zweiten Punkt recht gegeben. Es handelt sich dabei ebenfalls um einen als abzugsfähige Betriebsausgabe angesprochenen Betrag: „Was sodann den von dem Steuerpflichtigen beanspruchten Betrag von 800 Mk. anlangt, die er im Jahre 1893 für die Errichtung einer neuen massiven Frontmauer der Scheune an Stelle einer unbrauchbar gewordenen Lehmfachwerkwand verausgabt haben will, so wird es einer Erörterung darüber nicht bedürfen, ob die Differenz zwischen diesem Betrage und derjenigen Summe, welche der Steuerpflichtige für die Errichtung einer neuen Lehmfachwerkwand zu verausgaben gehabt hätte, als eine Ausgabe zur Verbesserung und Vermehrung des Vermögens anzusehen ist, denn im Bejahungsfalle würden sich die vollen Kosten der massiven Mauern immhin als eine lediglich durch eine gute Wirtschaft gebotene und aus den Betriebsentnahmen zu deckende Ausgabe darstellen, deren Abzugsfähigkeit nach der Vorschrift in § 9 II Nr. 1 des Einkommensteuergesetzes einem Bedenken nicht unterliegt.“ Die Berufskommission war von der unhaltbaren Voraussetzung ausgegangen, daß die Ausführung der massiven Mauer an Stelle der schadhaften Lehmfachwerkwand keine Reparatur, sondern ein Neubau sei.

Kleinere Mittheilungen.

Klee als Pferdefutter. Entschieden ist die Fütterung von Klee, der noch nicht geblüht hat, oder der naß und kalt oder welf ist, für Pferde zu verwerfen. Folgen dieses Futters sind Koliken, oft mit tödtlichem Ausgang. Anhaltendes Füttern mit Klee erschläft auch den Organismus des Pferdes in hohem Grade. Arbeiten, die sonst mit Leichtigkeit von demselben verrichtet werden, fallen ihm recht schwer, und Knochenkrankheiten, Gallen, Lungenentzündungen u. s. w. folgen diesem Futter. Haferfütterung hierbei bringt keine Besserung; denn der Hafer geht mit dem wasserreichen und leicht verdaulichen Klee unerdaut ab. Alle Krankheitserscheinungen während der Kleefütterung zeigen einen gefährlichen akuten Charakter, als bei Trockenfütterung, welche in gutem Hafer, Heu und Stroh in entsprechendem Verhältnis gereicht, dem Tiere die zur Erhaltung seiner Kraft und Leistungsfähigkeit nötige stickstoffhaltige und stickstofffreie Nahrung gewährt. Grünfütter ist wohl jedem Tiere sehr zuträglich, auch den Pferden; doch reiche man denselben lieber gutes Wiesengras als Klee. Auch ein Mengfutter von Wicken, Erbsen, Hafer, Gerste, wenn bereits Schoten bzw. Kerne vorhanden sind, bekommt den Pferden gut, desgleichen Serradella nach der Blüte. Diese Futtermittel sind anstatt Klee den Pferden zu reichen. (Feld und Wald.)

Das Bugen der Pferde nicht übertreiben! Das Bugen darf nie weiter getrieben werden, als daß die Haut sorgsam rein gehalten wird. Geschieht daselbe zu häufig, werden namentlich noch nicht abgestorbene und vollständig vertrocknete Hautschichten durch die scharfe Kartätsche losgerissen und entfernt, so wird die Haut reizbar, und es tritt eine große Empfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse ein. Je mehr gepuht wird und je schneller die Oberhautschuppen entfernt werden, um so rascher ersetzen sich dieselben wieder, um so größere Mengen Staub müssen täglich, aber zum Nachteil für das Pferd, entfernt werden. Daß täglich eine Anzahl Striche aus dem Striegel herausgeschlagen werden, ist bei gleichmäßiger Thätigkeit ganz gerechtfertigt, jedoch verdient der Wärtter durchaus keine Belobigung, wenn er, ohne daß das Pferd eine schärfere Anstrengung hatte, einmal eine größere Anzahl herauspuht. Nach dem Bugen sollen die Haare durch einen wollenen Lappen oder noch besser mit einem Schwamm überfahren werden, damit die oberflächlich gelagerten Staubtheilchen, die durch die Bürste nicht entfernt sind, weggenommen werden.

Die Milchergiebigkeit der Kuh läßt sich nach einer Reihe von äußeren Erscheinungen derselben beurtheilen. Das Uter soll kräftig ausgebildet sein, ohne daß dies jedoch nur durch Fleischbildung hervorgerufen ist. Es soll mit einem Netz von feinen, knotigen Adern bedeckt sein. Die Haut, das Haar, Hörner und Klauen müssen fein sein. Die Haut soll sich leicht mit dem Finger vom Körper abheben lassen und sich dünn anfühlen. Das Haar muß glänzen, nicht zu lang sein und glatt anliegen. Eine tiefe und breite Brust soll auf gut entwickelte Athmungsorgane schließen lassen. Der Knochenbau ist zwar fein, aber dabei nicht überbetet. Der Leib soll breit und tonnenförmig vom Rücken ansetzen dabei aber nicht zu tief zum Erdboden herabhängen. Das Becken breit und nicht spitz nach hinten steil abfallend. Die Milchader, die unter dem Bauch nach dem Uter führt, und die Milchgruben, das heißt die Stelle, an welcher die Milchader aus dem Bauche heraustritt, sollen stark und mächtig entwickelt sein.

Preise für Schlachtvieh nach Lebendgewicht in Halle a. S.
In der Zeit vom 11. bis 17. Juni 1896 einschließlich

a) von Fleischern den Landwirthen bezahlte resp. von Händlern erzielte Preise:

	Qualität	Alter	Gewicht Pfd.	Erzielte Preise per Centner Mk.
Rübe	1.	5	jährlg	1350—1290
	1b.	8	"	1340—1240
	2.	10	"	1400
	2b.	6	"	1100
Ferkeln	2.	3	"	1000
	2b.	3	"	1250—1090
Schäfen	1b.	2	"	1800
	2.	6	"	1750—1620
Schweine				415—340
				320
	1.			290—230

je nach Qual.

Direkte Händlerpreise nach Schlachtgewicht:

Rübe	1—2.	7—10	jährlg	1070—1350	28 1/2
	2.	6—8	"	1400—1150	27
Ferkeln	2.	3	"	1050	29
	1b.	7	"	1560	34
Schweine				255—465	45 je nach
				295—375	41 Qual.

b) von den Mitgliedern des landwirthschaftlichen Bauernvereins des Saalkreises erzielte Preise (bei sofortiger und bereits erfolgter Abnahme):

Rübe	1b.	6	jährlg	1380	30 1/2
	2.	7—9	"	1320—1240	30—28
	2b.	7—5	"	1110—1436	27
Bullen	3.	9	"	1325	24 1/2
	1b.	3	"	1565—1680	33
	2—3.	3	"	1280	26 1/2
Schäfen	1b.	3	"	1600	33
	2.	4	"	1600—1725	32
Schweine				256—350	29—32
				500	30
Kälber		14 Tage	—3 Wochen	110—160	34—39